

Wohnen

Eine kurze Geschichte mit Ausblick

-Ein Essay-

Die Ursprünge des Wohnens

Vor etwa 30.000 Jahren stirbt der Neandertaler aus und homo sapiens sapiens - der Jetztzeit-Mensch - beginnt, die Welt zu erobern. Aber dieser Mensch wohnt beileibe noch nicht: er haust.



Als Jäger und Sammler lebt er in Höhlen, in Erdlöchern, sicher auch in flüchtig errichteten Zelten und Laubhütten. Dort sucht er Schutz vor den Unbilden der Natur, vor wilden Tieren und seinen feindlichen Nachbarn. Er fristet ein jämmerliches Dasein, im Grunde schutzlos der feindseligen Natur ausgesetzt. Die tagtägliche und mühselige Suche nach Nahrung bestimmt sein ganzes Leben.

Unser Urahn braucht 20.000 Jahre, um diese Elendsexistenz als Jäger und Sammler zu überwinden. Erst dann wird er sesshaft. Ackerbau und Viehzucht ermöglichen es ihm, seine Nahrung selbst zu produzieren und sie nicht mehr wie die Tiere in freier Natur zu suchen. Zu dieser Zeit erlernen die Vorfahren des Menschen auch, mit eigener Hand einen geschlossenen, fest mit dem Boden verbundenen Raum zu bauen, in dem sie auf Dauer bleiben und ruhen können, der sie vor der Witterung schützt und der ihnen Sicherheit bietet. Einen Raum also, in dem und um den herum sie haushalten und wirtschaften können: sie schaffen sich ihre erste Wohnung, ein Wohn-Haus.

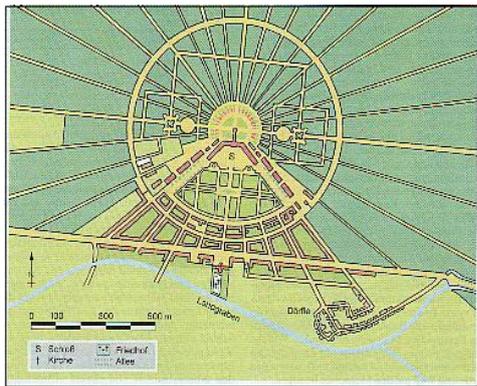
Dieses Haus beherbergt die gesamte Sippe, später auch das Gesinde. Der Bauer beherbergt in seinem Wohn-Haus die Haus- und Hoftiere; beim Handwerker findet sich im Wohnhaus die Werkstatt, beim Händler wiederum Lager und Kontor. Alle leben unter einem Dach und alle verrichten ihre Arbeit, sofern nicht im Freien, im gemeinsamen Haus. Der Sozialhistoriker Otto Brunner prägt für diese Wohnform den Begriff des „Ganzen Hauses“. Es ist die „Selbstversorgungseinheit [...], in der der Haushalt noch alle Lebensvollzüge in sich einschließt“ (Häußermann/Siebel 1996: 22f).

Das Wohnen in der Stadt

Die ersten Städte entstanden im Nahen Osten rund 6.000 Jahre v. Chr. Es handelt sich dabei erstmals nicht mehr um bloße Weiler und Dörfer, sondern um wirtschaftlich und sozial gegliederte und organisierte Gemeinwesen, in denen Bauern, Handwerker, Händler, Beamte, Soldaten und Priester leben und den Lebensaufgaben arbeitsteilig nachgehen. Es gab eine Stadtregierung, die eine innere Ordnung errichtet und gewährleistet. Gegen die Außenwelt ist die Stadt durch Wehranlagen – Mauern und Gräben – gesichert.

Bis in das 18. Jahrhundert erlebt weder das häusliche Wohnen und Arbeiten im „Ganzen Haus“, noch die Grundstrukturen der Städte wesentliche Veränderungen. 8.000 Jahre blieb das Leben, das Wohnen in der Stadt, gleich, wenn auch die zunehmende Zivilisation positive Auswirkungen auf den Wohnstandard hatte. Mit steigenden Anforderungen differenzierte sich auch die Infrastruktur in den Städten immer stärker aus.

Die Wohnung diente im Laufe der Jahrhunderte der Aristokratie und den wohlhabenden Bürgern immer mehr der Darstellung und der



Grundriss der fürstlichen Anlage zu Karlsruhe
 Quelle: Hotzan 1994: dtv-Atlas zur
 Stadt S. 38

Repräsentation von Macht und Reichtum. Auch dies hatte natürlich Auswirkungen auf die Gestaltung der Stadt. Trotzdem blieben die wesentlichen Merkmale und Funktionen von Wohnung und Stadt über Jahrtausende hinweg

die gleichen.

Die Ursache für diese erstaunliche historische Kontinuität liegt darin begründet, dass sich in den Grundstrukturen des Wirtschaftslebens von Anbeginn der Sesshaftigkeit bis zum 18. Jahrhundert nichts Wesentliches änderte. Bis vor rund 250 Jahren stellte die Landwirtschaft die dominierende Wirtschaftsform dar, während Handwerk und Handel nur in geringem Maß betrieben wurden. Die Menschen lebten in Agrargesellschaften, deren Bedürfnissen die Wohnformen und die Stadtstrukturen, wie sie von Anbeginn der Sesshaftigkeit des Menschen in ihren Grundelementen gegeben waren, genügten.

Das industrielle Zeitalter

Mit dem Beginn des industriellen Zeitalters, also mit der Verlagerung der Warenproduktion aus der häuslichen Selbstversorgung und aus der handwerklich betriebenen Werkstatt in die von Maschinen betriebene Fabrik, änderte sich schlagartig auch die Anforderungen, die die Menschen an das Wohnen stellten. Der durch die Mechanisierung ermöglichte Wandel von der Agrar- zur Industriegesellschaft stellt für die Geschichte des Wohnens eine entscheidende Zäsur dar. Denn neben allen anderen tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen bedeutete Industrialisierung auch die Auflösung der häuslichen Produktions- und Wohngemeinschaft von Patron, Familie und Gesinde.

Die Mechanisierung der Warenproduktion und der Landwirtschaft zogen in den Dörfern einen massenhaften Verlust von Arbeitsplätzen nach sich. Begleitet wurde diese Tendenz von einem starken Bevölkerungswachstum. Infolge dieser Entwicklung kam es mit Beginn des 19. Jahrhunderts zur Landflucht: die Landbevölkerung strömte in die neu entstandenen Industriestädte, um in den Fabriken Arbeit zu suchen.

Die häuslichen Wohn- und Produktionsgemeinschaften auf dem Lande zerfielen und in den neuen städtischen Zentren entstand eine gänzlich neue Form des Wohnens.

Die städtische Etagenmietwohnung wurde zur Wohnform der Massen - und ist es bis heute geblieben. Die Industrialisierung und,

daraus folgernd, die Landflucht des 19. Jahrhunderts bewirkte die Entstehung großer Wohnquartiere mit sogenannten Mietskasernen in den Städten, in denen das

neuentstandene Industrieproletariat lebte.



Alexander Kombiatlas 2003, S. 30

Durch die Profitgier vermögender Einzelpersonen, die bestrebt waren auf ihren Grundstücken eine möglichst hohe Anzahl an Wohnungen entstehen zu lassen, entstanden Elendsquartiere, in denen die Bewohner der Mietskasernen ein Dasein in unvorstellbarem Elend und beklemmender Enge fristeten. Bauvorschriften wurden zu dieser Zeit bis an die Grenzen des Erträglichen ausgereizt oder vollkommen ignoriert. Viele der neuen Stadtbewohner starben in den Mietskasernen wegen fehlender Hygiene oder an Kälte und Feuchtigkeit. Für die Überlebenden bedeutete das Elend der Mietskasernen soziale Verwahrlosung. Quelle:

Die Reaktion der Politik

Schließlich waren Ende des 19. Jahrhunderts die Wohnverhältnisse in den Industriestädten so katastrophal, dass die Politik sich gezwungen sah, einzugreifen. (vgl. Zimmermann 1997: 505ff). Es entstand eine erste staatliche Wohnungspolitik, die

Mindeststandards für Mietwohnungen aufstellte. Zur Verbesserung der Wohnversorgung der arbeitenden Bevölkerung wurden ferner kommunale Wohnungsunternehmen und Wohnungsgenossenschaften gegründet. Später wurde der Wohnungsbau für breite Schichten der Bevölkerung staatlich subventioniert und im Gegenzug die Mietpreise reguliert.

Die Gartenstadt – eine Reformbewegung im Städtebau

Trotz der Vorstöße zur Verbesserung der Wohnlage der arbeitenden Bevölkerung entstand Anfang des 20. Jahrhunderts das Bild von der Stadt als Moloch. Als 1918 in

Deutschland das Kaiserreich unterging und die Republik ausgerufen wurde, forderten Architekten und Stadtplaner, die sich als fortschrittlich empfanden, die Auflösung der Städte mit ihren



Gartenstadt Dresden Hellerau

Arbeiterghettos und die Um-

siedlung der Menschen in die sogenannten

Gartenstädte (vgl. Zimmermann 1997: 587ff). Der Begriff geht auf den britischen Stadtplaner Sir Ebenezer Howard zurück, der als Reaktion auf die schlechten Wohnbedingungen in den Städten Wohnidyllen im Grünen schaffen wollte. Trotz der großen Resonanz, die auf dieses Konzept folgte, wurden nur wenige Gartenstädte realisiert.

Die funktionale Stadt

Einen weiteren Meilenstein der Stadtplanung stellt die 1933 auf einem internationalen Planer-Kongress vorgestellte Charta von Athen dar, die geprägt von dem damaligen Leitbild der Stadtplanung, die „funktionale Stadt“ postulierte: der ideale Stadtgrundriss solle nach den Hauptfunktionen der Stadt, Arbeiten, Wohnen, Einkaufen und Erholen, zониert sein (vgl. Sauberzweig 1998: 24). Die vier Zonen sollen weitläu-



fig angelegt und durch Grüngürtel und breite Verkehrsachsen miteinander verbunden sein. Initiiert wurde die Charta von Athen von dem berühmten französischen Architekten Le Corbusier. Er entwarf seine von ihm selbst so genannten „Wohnmaschinen“: aufgelockert gestellte, riesige Betonwohnblocks im Grünen vor der Stadt. Auch wenn der Begriff der „Wohnmaschine“ uns heute mehr als befremdlich erscheint, boten die Maschinen ihren Bewohnern immerhin ausreichend natürliches Licht und moderne Sanitäreanlagen, also einen Luxus, den die Mietskasernen nicht kannten.

Die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg

Durch den Zweiten Weltkrieg wurden vor allem in Deutschland viele Städte zerstört. Nach Kriegsende sehen die Stadtplaner durch die Zerstörung der alten Stadtkerne die Möglichkeit gegeben, in Verwirklichung der Ideen der Charta von Athen die „funktionale Stadt“ zu schaffen und damit der Innenstadt als Wohnort ein Ende zu bereiten. In den Nachkriegsjahrzehnten entstehen an den Stadträndern standardisierte Großsiedlungen und Wohnhochhäuser. Nachdem Wohlstand und der Wunsch nach einem „Häuschen im Grünen“ entsteht, werden die Räume zwischen den Städten mit ebenfalls standardisierten Reihen- und Bungalowsiedlungen zersiedelt. Das Wohnen wird suburbanisiert, es entstehen die sogenannten „Zwischenstädte“. Die alten Kernstädte werden inzwischen auf ihren freigeräumten Flächen von Stadtautobahnen durchschnitten, um dem modernen Leitbild der autogerechten Stadt zu genügen. Sie degenerieren zu Bürostädten, aus denen mit dem Ende der täglichen Geschäftszeit jedwedes Leben verschwindet.

Es stellte sich aber bald heraus, dass das städtebauliche Leitbild der funktionalen Stadt mehr Nach- als Vorteile mit sich brachte: die Zonierung der Stadt in die Le-

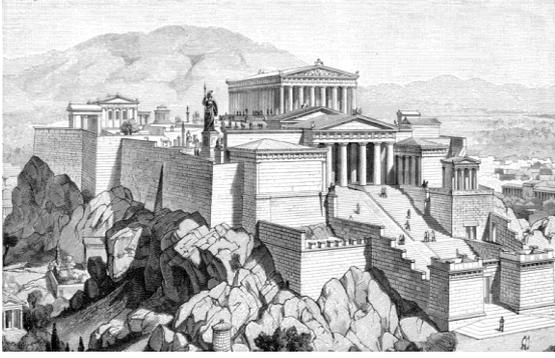
bensbereiche Arbeiten, Wohnen, Einkaufen und Erholen erhöhte das Verkehrsaufkommen; die Innenstädte verödeten nach Geschäftsschluss und individuelle und städtische Geschichte wurde mit dem Abriss historischer Bausubstanz unwiederbringlich vernichtet.

Die neue Urbanität

Gegenüber der Tristesse der in den Nachkriegsjahren neu entstandenen Vor- und Zwischenstädte besann man sich Mitte der 70er Jahre auf die Lebendigkeit der Innenstädte. Ein stark gewordener Denkmalschutz rettete die noch stehenden Wohngebäude aus dem 19. Jahrhundert ebenso wie die ehemaligen Mietskasernen, die mit staatlicher Förderung saniert, restauriert und bewohnbar gemacht wurden.

Die Rückbesinnung auf das Leben und das Wohnen in der Innenstadt stand unter der neuen stadtplanerischen Leitidee der „Urbanität“. Darunter soll, in Abgrenzung zur Lebensweise außerhalb der Stadt, objektiv die Vielfalt von Lebensformen auf engstem Raum verstanden werden. Subjektiv bedeutet Urbanität das Erleben dieser Vielfalt aus innerer Distanz zum Mitbürger, bei gleichzeitiger Teilnahme an seinem Schicksal. Der Stadtbürger muss lernen, mit der Polarisierung des Alltags in eine private und eine öffentliche Sphäre auf engstem Raum vernünftig, tolerant und gemeinwesenverträglich umzugehen. Urbanität meint vor allem die Vielfalt der Optionen für unterschiedliche Lebensweisen und Kulturformen, die das Wohnen mit zunehmender Entfernung vom städtischen Raum immer weniger bieten kann.

Vor diesem Hintergrund erklärt sich der aktuelle Trend, dass immer mehr Menschen wieder das Wohnen in der Stadt, sogar in der Innenstadt, suchen. Sie wollen sich damit jene Optionen sichern, die das Wohnen außerhalb der Stadt trotz aller Vorteile nicht bietet, nicht bieten kann. Im Zuge der neuen Wohnbedürfnisse werden heute die Innenstädte nach Grundstücken durchforstet, auf denen Wohnraum neu geschaffen werden kann: ehemalige Industriegebäude werden zu Lofts umgestaltet und



Rekonstruktion der Akropolis
Quelle: Lübke/Semrau 1908

Werksgelände werden mit Wohnraum neu bebaut. Auch auf den von den Alliierten zurückgelassenen Kasernen und Militärgeländen entsteht neuer Wohnraum.

ten entsteht neuer Wohnraum.

Gerade für das Wohnen lautet das aktuelle Motto: Zurück in die Stadt. Die Polis und nicht das Land war der Ausgang all dessen, was heute als Kultur gilt: aus den europäischen Städten der frühen Geschichte ist das demokratische Staatswesen entstanden, und in der Polis fanden Kunst und Wissenschaft ihren Anfang. Athen und Rom mögen dafür stehen.

Die Re-Urbanisierung des Wohnens ist eine Entwicklung, die die Zukunft unseres Zusammenlebens bestimmen wird. Es wird deutlich werden, dass es nur die urbane Lebensform ist, die es dem modernen Menschen ermöglicht, am Leben im postindustriellen Zeitalter teilzuhaben. Die Annahme, die Virtualisierung der Kommunikation mache die Stadt als Kommunikationsraum entbehrlich, erweist sich jetzt schon als falsch (vgl. Guggenberger 1998: 54ff). Es ist im Gegenteil anzunehmen, dass die Bedeutung des sinnlich erlebbaren Kommunikationsraumes Stadt mit der Virtualisierung der Kommunikation zunimmt.

Soziale Segregation in der Stadt

Es gilt allerdings zu bedenken, dass das Wohnen nicht allein dadurch definiert wird, dass Menschen in der Stadt wohnen. Von entscheidender Bedeutung für das individuelle Selbstverständnis bezüglich des Wohnens ist die Frage, in welchem Quartier der Stadt sich die eigene Wohnung befindet.

Nur selten besteht die Möglichkeit, den Wohnort frei zu wählen. Meist entscheidet hierüber der berufliche Werdegang. Innerhalb der vorgegebenen Stadt wird die Wahl

des Stadtteils zum entscheidenden Kriterium für die soziale Verortung. Dies gilt gleichermaßen für das soziale Selbstverständnis wie auch für die Außenwahrnehmung: Die Frage nach dem Wohnort innerhalb einer Stadt ist eng mit der Zuschreibung eines sozialen Status' verbunden. Die Stadt ist sozialräumlich segregiert und die Wohnortentscheidungen hängen eng mit den verschiedenen Vierteln zusammen.

Dies ist allerdings keineswegs eine neue Entwicklung, auch wenn die sozialen Differenzen zwischen einzelnen Stadtvierteln immer deutlicher zutage treten. Die Städte sind von jeher sozialräumlich segregiert: es gab die Quartiere der Arbeiter, des Mittelstandes, des Handwerks und die des Bürgertums.



Eingang zu Chinatown in San Francisco

Erst in den letzten Jahrzehnten kamen dazu ethnisch geprägte Quartiere, die in den vormaligen Arbeitervierteln entstanden sind. Das Wohnen in der Stadt ist ein Wohnen im städtischen Quartier.



FuturoPolis - Die Stadt der Zukunft

In der Zukunft wird sich diese Entwicklung weiter fortsetzen. Die Menschen suchen weiter Wohnort in den Städten. Die Stadtbevölkerung wird in einem noch stärkeren Maße als heute heterogen sein. Alte und Junge, Singles und Paare, Angehörige verschiedener sozialer Schichten und Ethnien werden sich den städtischen Raum teilen. Dabei wollen verschiedenste Lebensstile ausgelebt werden: eine besondere Herausforderung an zukünftige Stadtplaner.

Privater Wohnraum und Intimität



Was die Wohnung aus Binnensicht betrifft, wird die Funktion als Rückzugsraum immer wichtiger werden. Lieferte das „Ganze Haus“ früher zwar Privatheit nach außen, so gab es doch für die Bewohner keine Schutzzone im Innenbereich. In dieser über Jahrtausende vorherrschenden Wohnform gab es keinen Raum für Intimität, alles

geschah vor den Augen aller Hausbewohner. Dies galt natürlich noch verstärkt für die Wohnungen in den Mietskasernen, wie sie im Zuge der Industrialisierung entstanden: die extreme Enge der Wohnverhältnisse erlaubte keinen Schambereich (vgl. von Saldern 1997: 147f).

In diesem Zusammenhang muss bemerkt werden, dass sich in den Bürgerhäusern des 18. und 19. Jahrhunderts eine funktionale Aufteilung der Wohnung in die Bereiche Wohnen, Essen und Schlafen, und zwar letzteres getrennt nach Eltern, Kindern und Gesinde, vollzog (vgl. v. Saldern 1997: 155ff). Als neue, nach innen gerichtete Funktion schaffte die bürgerliche Wohnung Intimität: zumindest das elterliche Schlafzimmer wurde ein sakrosankter Intimbereich. Für den modernen Menschen ist Intimität in der Wohnung selbstverständlich. Mit zunehmender Vielfalt städtischer Lebensstile und mit zunehmender Dichte innerstädtischen Wohnens könnte die Funktion der Wohnung als Rückzugsraum noch wichtiger werden.

Zukünftiges Wohnen in der Stadt

Insgesamt wird aufgrund der Pluralisierung der Lebensstile eine flexiblere Nutzung der Wohnungen erforderlich sein. Was den Wohnungsbau betrifft könnte dies bedeuten, dass sich die Wohnungen in FuturoPolis baulich jederzeit den Bedürfnissen der jeweiligen Bewohner anpassen können. Die technischen Voraussetzungen dafür sind

bereits geschaffen, werden allerdings selten realisiert. In einem weiteren Schritt könnten gänzlich nutzungsneutrale Baustrukturen die nötige Flexibilität für die Stadtplaner liefern. Vorstellbar wären dabei Bauten, die nach den jeweiligen Bedürfnissen umgestaltet werden können, gleichermaßen nutzbar für gewerbliche oder wohnliche Zwecke oder für beides.

In künftige Wohnkonzepte wird modernste Kommunikations- und Informationstechnik integriert sein. Das ist unter mehreren Aspekten bedeutungsvoll: zum einen befindet sich die Gesellschaft an der Schwelle von einer produzierenden zu einer Wissensgesellschaft. Die Berufe nehmen zu, in denen zum Arbeiten nicht viel mehr benötigt wird als nur ein Tisch, ein Stuhl, ein PC und ein Internet-Anschluss, der den Zugang zu einer nahezu unbegrenzten Anzahl an Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten darstellt. Diese wissensorientierte Art der Arbeit kann auch von der eigenen Wohnung aus verrichtet werden, wenn die entsprechende Ausrüstung vorhanden ist. Die Wohnung der Zukunft muss auch als Arbeitsplatz tauglich sein. In einer reduzierten Form wird das „Ganze Haus“, in dem gewohnt und gearbeitet wird, wieder aufleben.

Ferner gibt es bereits heute den Begriff des „smart home“, worunter die Steigerung des Wohnkomforts durch den Einsatz moderner Technologien verstanden wird (vgl. Meyer u.a. 2001: 18ff). Besonders älteren Menschen kommt diese Entwicklung beim Wohnen zugute. Durch elektronische Überwachungs- und Steuerungstechniken können älter und gebrechlicher werdende Menschen länger als bisher in ihren eigenen vier Wänden wohnen bleiben. Demzufolge werden sich ältere Menschen künftig nicht mehr, wie jetzt noch, in Altenheime an den Stadträndern und im Umland verbannen lassen. Vielmehr werden sie in den städtischen Zentren leben und wohnen wollen, um am städtischen Leben teilhaben zu können.

Neue, zukunftssträchtige Wohnformen werden sich in den kommenden Jahren immer stärker durchsetzen. Das „gemeinschaftliche Wohnen“, heute noch eher Ausnahme,

könnte eine zukünftig übliche Wohnform sein: man wohnt nicht mehr für sich, als Single, Paar oder Familie, sondern in einer selbstgewählten Gruppe, um einen Lebensstil zu teilen und um den Lebensalltag gemeinsam besser meistern zu können. Gutes Wohnen für alle ist eine wesentliche Grundlage für das Gelingen des Gemeinwesens. In der heutigen Gesellschaft, die weiterhin altert und immer weniger Arbeit zu bieten hat, wird die Wohnung und ihr Umfeld für eine immer größer werdende Anzahl von Menschen zum Lebensmittelpunkt. Dieser Herausforderung wird sich die Stadtplanung stellen müssen.